



Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

Verlag von Jos. Wilh. Sörter in Sadamar.

1917. * Nr. 3

Heimgefunden.

Roman von Fritz Daum.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Jesko konnte sich eines bitteren Gefühls nicht erwehren. Er seufzte. „Solch einem Glücksmenschen fällt natürlich alles in den Schoß. Ach, wer doch nur so viel von den Gütern dieser Erde besäße, um unabhängig von den Verhältnissen zu sein.“

„Nicht so traurig, Liebster! Verstehst du es denn zu wenig, dir ein stärkeres Vertrauen auf die Zukunft einzuschließen?“

„Vergib, Schatz! Ich will mich zusammennehmen, — aber manchmal schlägt man eben oben durch. Ich beneide sogar diesen Kraken, daß er täglich deine Gesellschaft genießen darf und ich immer siehe fern und sehne mich halb zu Tode.“

„Ach, die Erlaucht wird wenig Zeit für mich haben, denn er ist mit einer reichen Erbin — einer Seeburg — verlobt. Du brauchst also keinen Anwandlungen von Eifersucht Raum zu geben, Feuerfester!“

Sie sagte dies mit einem solch schelmischen Seitenblick, daß

er wider Willen lächeln mußte. Dennoch fühlte er eine gewisse Erleichterung bei der Mitteilung und drückte ihren Arm. Das Menschenbewußtsein schlug über ihnen zusammen. Eine Unterhaltung war nicht mehr möglich. Bald fanden sie auch an der großen Halle, die vom emporbrausenden Menschenstrom erfüllt war.

Ewig beweglich, ewig wechselnd — immer dasselbe Bild. Jesko stand vor seinem Abteil. Nur noch wenige Minuten. Der Schaffner bat, einzuziehen.

„So lange, so sehr lange seh' ich ihn nicht“, quoll es bitter aus Helma auf. Das Leid der vergangenen Tage ward lebendig. Auge in Auge, Hand in Hand standen sie.

„Leb wohl!“

„Du auch!“

Ein leises Klüstern war's. Da hebt sie den Schleier und bietet ihm den Mund, ohne Scheu. Er küßt sie einmal — innig.

Die Tür klappert. Der Zug braust aus der Halle.

Lange steht Helma, dann geht sie wieder heim und bringt es fertig, das Mütterchen durch muntere Reden von dem großen Schmerz abzulenken. Doch am späten Abend lauert sie im dunklen Winkel und weint sich das Trennungsweg vom Herzen herunter.

3. Verborgenes Feuer.

Weiche, wonnige Sommerluft strich über die grünen Halme der silbrig glänzenden, wogenden Ährenfelder. Goldiger Sonnenschein lag auf den Fluren. — Graf Waldemar ritt den breiten Damm entlang, der nach Schloß Seeburg führte. — Das alte Ritternest war zum modernen Wohnsitz ausgebaut worden, aber der Baumeister hatte es verstanden, mit glücklicher Hand alle Klippen eines solchen Umbaues zu umsteuern. Trotz allem Neuen war der architektonische Charakter des Bauwerks erhalten geblieben. Die alten Edbastionen waren zum Teil abgetragen und bildeten herrliche Terrassen, über denen sich die Kronen mächtiger Ulmen und Linden schattenspendend erhoben. Die großen Räume

umgaben den massiven Bau der Burg mit ihren vielen Erfern und Türmen und gaben demselben ein froheres Aussehen. Lustige kleine Hallen im Burgstül erhoben sich auf der breiten Ringmauer, und milderten den trutzigen Anblick der wehrhaften Burg. Das breite Eingangstor war unverändert geblieben.

Waldemar ritt durch den düsteren Torweg, dessen Wände Waffen-Embleme zierten.

Ein Reitknecht eilte herbei und nahm ihm das Pferd ab.

Der junge Graf stieg die breite Treppe hinan. Sein Blick flog in die Runde. So viel er auch spähte, kein helles, lustiges Kleid ließ sich blicken, kein munteres Lachen tönte ihm entgegen. Auf der prächtig ausgestatteten Terrasse trat ihm die kleine Baronin entgegen. „Das nenne ich eine freudige Überraschung,



Die Marschführung eines den Vortrupp bildenden Bataillons.

Der Abstand der aufstärkenden Vorkavallerie ist beliebig, ebenso der der Kavallerieabteilung von der Infanterieabteilung. Die Entfernung der Infanterieabteilung von der Spitzkompagnie beträgt 100—200 Meter, von der Spitzkompagnie bis zum Vortrupp 100—200 Meter. Dazwischen gehen Verbindungsleute oder -rotten in Ruf- und Sichtweite zu beiden Seiten des Weges.

stieg die breite Treppe hinan. Sein Blick flog in die Runde. So viel er auch spähte, kein helles, lustiges Kleid ließ sich blicken, kein munteres Lachen tönte ihm entgegen.

Auf der prächtig ausgestatteten Terrasse trat ihm die kleine Baronin entgegen. „Das nenne ich eine freudige Überraschung,

bester Waldemar, allerdings für mich, — Ihnen dürfte es weniger angenehm sein, denn die, welche Ihr Auge sucht, ist ausgesprochen.“

„Guten Tag, Frau Baronin! Ah, so ist Marga abwesend?“
 „Ja, sie ist im Wagen mit ihrer Freundin ausgefahren. Schon am Mittwoch sind sie fort. Einige Vorräte haben sie mitgenommen, da sie beabsichtigten, irgendwo im Walde ein kleines Picknick zu zweien zu veranstalten. Ich kann Ihnen nun leider nicht einmal angeben, wohin sie sich gewandt haben, was ich Ihre Wege lebhaft bedauere. Denn um mich alte Frau heimzuzufuchen, haben Sie gewiß den Ritt von Hohen-Arnstein hierher nicht gemacht.“

Ein leichter Schatten glitt über des Grafen Gesicht.
 „Nicht doch, teuerste Baronin! Wohl kam ich her, um Marga zu sehen, aber ich denke, weil das nun nicht sein kann, werde ich doch nicht auf das Vergnügen eines Plauderstündchens mit Ihnen verzichten müssen.“

„Das soll Ihnen werden, mit Freunden gehe ich darauf ein. Ist es Ihnen recht, so begeben wir uns auf die Kanonenbastion.“

„Sie haben nur zu befehlen, Gnädigste.“
 „Also gut. Ich will nur eben dem Diener sagen, daß er uns einige Erfrischungen dorthin bringt. Sie werden müde und durstig sein von dem Ritt.“

„Sehr liebenswürdig. Ich nehme mit Dank an.“
 Nachdem die Baronin den Aufschlag erteilt, schritt sie mit Waldemar der Kanonenbastion zu. Diese hatte den Namen von zwei alten Feldschlangen, welche jetzt allerdings nur mehr als Zierde, in zwei flankierenden Nischen standen und mit ihren Mündungen auf den See hinaus drückten.

Es war ein schönes Plätzchen unter dem Laubdach der rauschenden Linden. Der Blick schweifte frei über die glitzernde Fläche des Sees, an dessen Ufern die Halme des Schilfes sich leise wiegten. Die wechselnden Konturen der jenseitigen Hügel ragten in das wolkenlose Blau des Himmels.

Waldemar ließ sich nieder.
 „Ah — hier ist gut sein. Ich bin wirklich rechtchaffen müde.“
 Die Blicke der Baronin hasteten mit einiger Sorge auf dem gebräunten, etwas schmalen Antlitz des jungen Mannes.

„Arbeiten Sie nicht ein wenig zu viel, Waldemar? Sie sehen angegriffen aus.“

„Ah, das macht nichts. Es gibt viel zu tun. Der Anfang ist das Schwerste. Ich muß mich da in mir völlig bisher fremde Gebiete einarbeiten. Aber ich werde mein Ziel schon erreichen. Später habe ich es dann leichter. Doch, ich muß Ihnen bekennen, teuerste Freundin, daß mir die Arbeit eher ein Vergnügen, denn eine Last ist. Geschieht doch alles zum Besten meines Heimes, meines Besitzes. Das ist mein Stolz, dessen ich mich nicht schäme. Ich segne heute noch meinen damaligen raschen Entschluß. Weiß ich doch jetzt erst, was für eine Kraft in der heimischen Scholle steckt, die uns die Liebe zur Heimat ins Blut treibt.“

Er hatte mit Wärme gesprochen und die alte Dame sah ihn freundlich in das erregte Gesicht.

„Das freut mich zu hören. Dann sind Sie glücklich und werden diesen Schritt auch nie bereuen.“

„Nein — das geschieht nicht.“
 „Wie befinden sich Ihre Damen?“

„Danke, sie sind wohl und lassen bestens grüßen. Verzeihen Sie, daß ich mich dieses Auftrags nicht früher erledigte. Frau von Trieberg lebt förmlich auf und ich bin glücklich, daß sie insolge des Landaufenthalts und der neuen Eindrücke ihrem Kummer um den Verlust des Gatten nicht allzusehr nachhängt. Später werde ich den beiden die Wohnung des idyllisch gelegerten Gutes Heinsdorf herrichten lassen, dort können sie dann ungestört leben, wenn es auf Hohen-Arnstein einmal lebendiger werden wird.“

„Sie sind ein guter Mensch, Waldemar! Sie denken an alles!“
 „Das fuhr der Baronin so heraus.“

„Ich hoffe es zu sein, beste Freundin.“
 „Wie hat sich Fräulein Helma eingelebt?“

„O, die ist ganz entzückt von ihrer neuen Heimat. Spricht sie auch nicht in überschwenglichen Worten davon, was bei ihrer ruhigen Art nicht gut möglich ist, so merke ich es doch an ihrem ganzen Gebaren. Die Mutter hegt sie mit einer wahrhaft rührenden Sorgfalt.“

„Das arme Ding wird froh sein, aus dem Getriebe und Geballe des lauten Berlin heraus zu sein. Obwohl die Aussichten für so ein junges Mädchen im Hinblick auf die Zukunft auch keine allzuglänzenden genannt werden dürfen.“

„Da haben Sie gewiß recht, — aber ich hoffe, daß sich für Helma gewiß noch einmal eine sichere Partie wird finden lassen, obgleich ein armes Mädchen so gut wie keine Aussichten hat. Sie ist ein in sich gefestigter, abgeklärter Charakter, soviel ich sie in der kurzen Zeit habe erkennen können.“

„Ich bin nur froh, daß die neuen Bewohner sich so gut anlassen. Am geheimen habe ich manchmal Befürchtungen gehegt, es möch-

ten Ihnen Unbequemlichkeiten daraus erwachsen. Doch es ist ja vollste Harmonie auf Schloß Hohen-Arnstein zu herrschen.“

„Ja, das ist sicher der Fall.“
 „Leider kann ich nicht das gleiche von Seeburg sagen.“

Ein Seufzer begleitete die Worte der alten Dame. Waldemar sah besorgt auf.

„Ihre Worte beziehen sich auf Margas Gast?“
 „Ja, — man soll von einem Gastfreunde nichts Ablesendes aber ich glaube mit Ihnen doch eine Ausnahme machen zu können, wenn ich Ihnen anvertraue, daß die Anwesenheit der de Rezimmes keinen guten Einfluß auf Marga ausübt.“

„Auch ich habe die gleiche Beobachtung gemacht.“
 „Daß die Dame mir nicht gefällt, ist schließlich Neben- sache. Aber daß sie über unsere Art, zu leben und unser Dasein anfüllen, sich herablassend äußert, weil sie es anders hält, ist eine allgemeine Angelegenheit und geht auch Sie an.“

„Mich, — — ich wüßte nicht, inwiefern die Dame dazu berechtigt ist, sich mit mir zu beschäftigen?“

„Direkt wird sie ja auch nie eine Kritik an Ihnen wagen, aber ich höre so manche malitiose Bemerkung, die nur auf Ihre Reaktionen gerichtet sein kann. Eben weil sie die Sache so vertriebt behauptet und Marga als ein armes, veraltetes Opferlamm hinstellt, liegt Ihrer Willkür einmal wird preisgegeben sein, erschwert ein wenig gegenarbeiten.“

„Mir ist die nachteilige Einwirkung der Frau de Rezimmes gegen Marga schon aus dem veränderten Benehmen derselben gegenüber aufgefallen.“

„Also doch! Mein Gott, wohin soll das führen. Sie erschrecken mich wirklich. Also hat Margas Reizbarkeit sie schon zu Ungehörigkeiten gegen Sie veranlaßt.“

„Beruhigen Sie sich bitte. Zur Besorgnis ist vorläufig doch kein Grund vorhanden. Ich hoffe, daß Margas gesundes Gemüt den über diese absurden Ideen siegen wird. Schon lange kümmere ich mich um meine Braut Sorgen. Seit ich den bunten Rod ausgehe, habe, zürnt sie mir. Ich weiß es. Sie hat es nicht vergessen, dieser Schritt ihr den Weg in die große Welt versperrt, von der sie sich Wunder verspricht. Das ist leider keine vorübergehende Marotte, sondern in Margas Wesen tief begründet. Sie ist eine leidenschaftliche, tief angelegte Natur und hat viel Sinn für das Außergewöhnliche. Sie erwartet noch irgend etwas Großes, Überwältigendes vom Leben. Ihre Zukunft liegt zu klar vor ihr als daß sie daran große überraschende Erwartungen knüpfen könnte.“

„Ich bin schließlich auch nur ein Durchschnittsmensch und von dieser Seite sind übermenschliche Dinge nicht zu erwarten.“

„Eine ganze Zeit beobachte ich diesen ungestümen Drang nach dem Rätsel des Lebens in ihr. Der Besuch dieser Freundin, an dem sie mit leidenschaftlicher Liebe hängt, hat die Sache nur verschlimmert.“

„Aber besser Waldemar, das ist ja ganz entsetzlich — soll denn nur daraus werden.“

„Das müssen wir der Zeit überlassen. Wir können nichts tun. Jeder Widerstand würde nur verschlimmern — nicht besser.“

„Ah, wenn doch diese Französin erst wieder fort wäre, so würde sie scheinbar dazu noch keine rechte Lust zu verspüren.“

Waldemar lächelte. „Nun, ich hoffe Mannes genug zu sein um ihren Einfluß auf Marga zu brechen, — wenn es denn ankommt. Einmal muß sie ja doch das Feld räumen!“

„Wenn sie nur nicht inzwischen Unkraut gesät hat.“

„Das werden wir austrotten, liebe Baronin. Marga liebt diese Gewißheit allein beruhigt mich, sie kann mich nicht verlassen, mir nicht verloren gehen. Wir werden fest zusammen stehen, nicht wahr — wir lassen sie uns nicht entreißen.“

„Das soll ein Wort sein, ich stehe fest an Ihrer Seite, Marga's Besten und Glück.“

Sie reichten sich die Hände, es war wie ein Bündnis.

Zur selben Zeit saßen die beiden Personen, über die Graf und die Baronin sich unterhielten, auf der Kuppe des Hügels am Fuße stattlicher Birken. Sie hatten einige der genommenen Erfrischungen verzehrt und blickten schweigend die weite Landschaft hinaus.

Heloise de Rezimmes war ein Weib von eigenartigem Geiste und zierlich von Wuchs, trug sie stets große, runde, von dunkler Farbe. Hände und Füße waren überaus fein modelliert, sie war sich dessen bewußt und kokettierte genug damit.

Ihre Gesichtsfarbe war hell wie Elfenbein, ihre Haare schwarz und leicht gewellt und sehr sorgfältig frisiert. Die nachdenklichen Augen waren von großer Lebhaftigkeit und irrtümlich beständig und her. Sie war stets in großer Toilette und lebte anscheinend in guten Verhältnissen. — Einen festen Wohnsitz hatte sie nicht, oder doch nur eine gewisse Zeitlang.

Marga's Herz wußte sie schon in der Genfer Pension zu gewinnen und diese hielt viel von dem Urteil der erfahrenen

Freundin, die so jung schon Witwe war. Von ihrem Gatten er-
 reichte man so gut wie nichts. Marga kannte ihn nicht, da die
 Ehe nur zwei Jahre gedauert hatte.

Heloise war schon einmal auf der Seeburg gewesen, aber
 so lange wie jetzt. Sie verstand ihre Rolle in der großen Welt
 spielen und war in den Hauptstädten der Großmächte zu
 Hause. Zu Waldemar tauchte sie sich nicht recht zu stellen. Dem
 feinen Mann war ihr dreistes Wesen und die selbstsichere, über-
 schwebliche Art des Auftretens zuwider. Nach seinem Urteil freiste
 er Dasein stark in das Abenteuerliche hinüber.

Ihre Beziehungen zu allerhand Geistesgrößen, mit denen
 zu imponieren versuchte, minderten diese Erkenntnis nicht.
 er empfand bald, daß er in ihr eine Feindin besaß, als er auf
 ihre Anfreundungsversuche nicht einging.

Dennoch behandelte er sie mit der ausgesuchten Zuvoorkommen-
 heit, welche einem Gast des Hauses seiner Braut zutram.

Marga sah in die ihr so vertraute, anmutende Landschaft. Die
 schwebenden, fast lauernden Blicke der Freundin gewahrte sie nicht.

Auf einen hellglänzenden Punkt weit draußen hinweisend,
 sagte sie: „Sieh, liebste Heloise, das Finkelnöck dort drüben ist die
 Bahnenpitze an der Flaggenstange auf Seeburg. Wie weit man
 gar nicht sehen kann. Etwas mehr rechts, die dunkle Silhouette des
 Hugelberges, ist Hohen-Arnstein. Man sieht nur wenig von dem
 alten Bergfried, die Linden decken ihn. Ist es nicht schön hier?“

Heloise blickte angelegentlich in die hügelige Ebene. Dann
 begann sie zu sprechen. Ihr Deutsch hatte einen harten Klang.

„Du hast recht, Liebste! Es ist ein schönes Landschaftsbild.
 Es gibt deren viele in der Welt. Ich liebe im allgemeinen diese
 weiten, sanften Bilder weniger. Eine recht groteske Bergland-
 schaft mit ragenden Klippen und tosendem Wassersturz findet eher
 einen Beifall. Da liegt eine ganz andere Kraft des Ausdrucks

in einem Schöpferwillens darin. Solche ruhige Naturen erzeugen
 keine markigen Menschen. Es lebt sich still und friedlich in
 ihnen. Es herrscht die Ruhe der Wunschlosigkeit darin vor.

„Es ist meine Heimat, Heloise, und ich hab sie lieb.“

„Das ist nur natürlich. Aber dennoch scheint das Leben, welches
 in deiner Heimat führt, dich nicht zu befriedigen. Und das
 ist mir nicht unbegreiflich. Ja, Süße, sieh mich nicht so entsetzt an.

Ich habe dich mit den scharfen Augen einer treuen Freundin
 beobachtet und bin zu einem betrübenden Resultat gekommen.“

Marga sah erschrocken auf Heloise. „Was willst du gefunden haben?“

„Daß du, die Erbin von Seeburg, die Braut des Reichsgrafen
 von Hohen-Arnstein, ein unbefriedigtes Dasein führst — mit
 einem Wort nicht glücklich bist.“

Marga sah hinter ins Leere. Nach einiger Zeit antwortete sie:

„Und was fehlt mir zu meinem Glück, nach deiner Meinung?“

„Nichts Außerliches! Du mußt dich in dir selbst finden, aus
 dir selbst heraus gefunden, denn du bist krank, Marga!“

Diese lachte bitter auf. „Daß das nur Tante Dorette nicht
 tren, sie wäre imstande, mich einer Schwitzkur zu unterziehen!“

„Die Baronin ist eine seelengute Frau, aber derlei Krank-
 heiten wird sie nicht verstehen. Gesetze es mir, deiner besten
 Freundin, nur ruhig ein, daß diese tödliche Langeweile eines so
 stetig gleichmäßigen Dahinvegetierens deinen regsamem Geist
 unheilvolle Fesseln geschnitten hat.“

„Und wenn ich dies eingesteh, was folgerst du daraus und
 welchen Zweck sollte das haben?“

„Daß wir auf Abhilfe sinnen müssen!“

„Du kannst mir nicht helfen. Zuviel steht meinen Wünschen
 Wege!“

„Doch nur du selbst!“

„Ja, was sollte ich nach deiner Meinung tun? Was kann ich
 unternehmen?“

„Dich vor allem frei machen.“

„Das ist ein gewichtiges Wort. Es schließt viel in sich, wozu
 den Mut nicht finde.“

„Ich werde dir zur Seite stehen. Das ist einfach meine Pflicht.“

„Marga vermochte ihre Erregung nicht länger zu bemeistern.
 sprang empor. Jeder Nerv an ihr zuckte.“

„Mir kann niemand helfen. Mich bindet mein Wort und —
 ein Herz. Mit tausend Wünschen zieht es mich hinaus in die
 ferne, unbekannte Welt, die wie ein leichter Strom weit draußen
 hingeleitet. Ich fühle Kräfte in mir, die ich entsalten möchte
 und die mir verheiß, daß ich mehr sein könnte als ein Weib,
 das sich am Morgen schmückt, um eine schöne Staffage prächtiger
 Gemächer abzugeben. Personen, die mir teuer sind, haben mich
 lieb, aber ich darf nicht selbständig denken, nicht eigenwillige
 Wünsche hegen, die über den Rahmen ihres Schablonenwesens
 hinausgehen. Ich komme mir manchmal vor wie ein hinter
 Vogel, den man in einem vergoldeten Bauer hält. Alles steht
 meiner Verfügung, aber eines darf ich nicht, was alles andere
 wiegt — Meinich sein!“

„Du bist ein Spielball deiner eigenen Schwäche. Sei hart
 und brich die Tür deines goldenen Käfigs auf. Oder fehlt es dir
 an Mut hierfür?“

„Nicht Mut allein gehört hierzu. Ich müßte liebe Personen
 kränken und das würde mir nicht allein Schmerz bereiten, sondern
 auch eine Schuld auf mich laden. Davor bangt mir.“

„Du bist kindisch. Raffe dich energisch auf. Tue den ersten
 Schritt, wer kann es dir verargen, wenn du einmal und sei es
 auch nur eine Zeitlang, dir selbst leben willst, — einmal aus
 eigener Anschauung dir ein Urteil bilden möchtest, deine Kräfte
 walten lassen willst. Sonst laß das Klagen, es führt zu nichts
 und füge dich in dein Geschick.“

„Das kann ich auch nicht. Aber was du soeben andeutest,
 darüber ließe sich reden. Eine Zeitlang einmal nach seinen eigenen
 Neigungen leben, das darf mir niemand verübeln, noch wehren!“

„So will ich dir mit positiven Vorschlägen beibringen, denn
 sieh, Feuerste, ich habe schon seit einiger Zeit über deine Lage
 nachgedacht und deine Umgebung studiert. Dein Verlobter ist
 ein großer Kavaliere, aber ob er sich so recht in die Seele eines
 warmblütigen Weibes hineinzudenken versteht, das wollen wir
 nicht näher erörtern. Für ihn wäre ein Wesen wie seine Ver-
 wandte Helma von Triebberg-Arnstein wie geschaffen. Die hat
 das Zeug dazu, als Guts- und Schloßfrau in den ländlich-sitt-
 lichen Interessen eines Landedelmannes sich auszuleben.“

Marga zog die Stirne kraus. Es berührte sie peinlich, daß
 Heloise einen Vergleich zwischen ihr und Helma heranzog.

„Wie kommst du darauf?“

„Auf ganz natürliche Art, welche zum Vergleich förmlich
 herausfordert. Genau so korrekt wie dem Bräutigam benimmt
 sich das junge Mädchen!“

Die Französin war eine zu gute Menschenkennerin, um nicht
 sofort zu erkennen, daß die beiden geradezu entgegengesetzten
 Naturen ihre Freundschaft entgegenbrachten, und suchte sie in Margas
 Augen herabzusehen.

„Waldemar ist ein guter Mensch und hat mich sehr lieb!“

„Das schließt indes nicht aus, daß er deiner Sinnesart recht
 wenig Verständnis entgegenbringt. Hör mir zu, ich will dir einen
 Vorschlag machen, der für alle annehmbar ist. Wie du weißt,
 gedente ich mich in Berlin niederzulassen. Ich kenne die deutsche
 Metropole noch sehr wenig, habe aber günstige Verbindungen
 dort. Wie wäre es, wenn du mich dort besuchtest und eine Zeit-
 lang deinen Neigungen nachlebest. Du hättest die beste Gelegen-
 heit zum Studium von Welt und Menschen.“

Marga hob freudig überrascht den Kopf.

„Ach, Einzige, das wäre ja herrlich. Da bin ich ja mit einem
 Schläge meinen Wünschen näher gerückt und darf hoffen, daß dies
 Projekt auch den Beifall meiner Angehörigen, oder doch minde-
 stens deren Zustimmung haben wird. Wie lieb von dir!“

Sie eilte auf die Freundin zu und umarmte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Der letzte Abend.

Eine heitere Geschichte aus erster Zeit von Paul Blif.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Peterfen trat ein. Er war wie aus den Wolken gefallen. Er
 begriff noch nichts. Alles um ihn herum schwamm in reifen-
 toter Glückseligkeit. Die vielen kleinen Paletchen an seiner Hand
 klapperten unausgesetzt aneinander; denn seine Finger zitterten
 lebhaft. Mit einemmal, ohne zu wissen wie, stand er im Zimmer
 und stand dem kleinen Fräulein gegenüber. Aber der Kleinen ging
 es nicht viel besser als ihm; auch sie stand verlegen und wortlos da.

Nun erbarmte sich Mutterchen wieder mit Lächeln. „O
 Herr Peterfen jetzt hier ist, kannst du dich bei ihm entschuldigen“,
 sagte sie zu ihrer Tochter.

Doch schnell ergriff der junge Mann nun das Wort: „O,
 bitte sehr, wenn sich hier jemand zu entschuldigen hat, so bin ich
 es! Zuvor, nur ich ganz allein! Erstens muß ich mich bei dem
 Fräulein entschuldigen, daß ich so lech war, und zweitens muß
 ich Sie nochmals um Verzeihung bitten, daß ich hier so ins Haus
 falle! Aber ich —“

Weiter kam er nicht; denn lächelnd ergänzte die alte Frau:
 „Ich weiß schon alles: Sie kommen morgen zum Militär, und
 dieser Abend hat Sie übermütig gemacht. Stimmt das?“

Peterfen lächelte, lächelte glücklich. Diese liebe, gutherzige
 alte Frau! Alles verstand und fühlte sie! Er hätte sie gleich
 umarmen können.

„Ja, es stimmt“, sagte er treuherzig.

Mutterchen nickte ihm zu, nahm ihm die Paletchen aus der
 Hand, legte sie auf den Tisch und schob ihm einen Stuhl zu.

„So, jetzt setzen Sie sich mal erst; sonst kommen wir vor lauter
 Entschuldigungen überhaupt nicht weiter.“

Peterfen saß. Ganz beglückt sah er von der Mutter zur Tochter und dann zu seinen Paketchen — sagen konnte er jetzt beim allerbesten Willen kein Sterbenswörtchen.

Da aber auch das Töchterchen hartnäckig schwieg, so mußte die liebe, alte Frau wieder Rat schaffen.

„Zum Abendbrot kommen Sie nun leider zu spät, Herr Peterfen; denn wir haben es eben beendet.“

Oho, dachte der mutige Kriegermann jetzt, das wäre ja noch schöner! Und schnell rief er: „Im Gegenteil! Jetzt soll es ja erst losgehen! Dies alles habe ich ja doch nur für uns eingekauft!“

Und eins, zwei, drei, begann er mit Messer und Dosenöffner zu arbeiten, so daß in wenigen Minuten alle seine Herrlichkeiten zur Schau standen.

„Was für ledere Sachen!“ bewunderte die Mutter in ehrlichem Erstaunen. „In dieser Zeit der Knappheit solche Fülle! Die reine Verschwendung das!“

„Es ist ja mein letzter Zivilabend,“ entschuldigte er, „da kann schon mal was draufgehen! Nur haben wir — wie ich erst jetzt sehe — eine große Hauptsache vergessen: es ist leider kein Brot dabei!“

„Nun, das kann ich mal ausnahmsweise liefern — das heißt, wenn Sie mir Ihre Brotkarte geben!“ scherzte die alte Frau und ging in die Küche.

Jetzt standen sich die jungen Leute allein gegenüber; einen Augenblick sahen sie sich schweigend an.

Doch dann begann er bitternd: „Zürnen Sie mir noch, Fräulein, daß ich so unglaublich teuf war?“

Sie erwiderte lächelnd: „Sie hätten ja wohl auch Grund, mir zu zürnen, daß ich Sie so stehen ließ.“

Da kam das Mutterchen zurück mit Brot und Tellern, sprang Lotte auch hinzu, und schnell war der Tisch gedeckt. Peterfen war glücklich. Aber bei all seinem Glücke er nun doch nicht recht, wie er es anfangen sollte, sein Vorhaben zu bringen. Ratlos stand er vor dem appetitlich gedeckten Tische.

Doch wieder half das Mutterchen nach: „Na, der Tisch wäre jetzt gerade also, ich bitte sehr!“

Peterfen sah flehend zu Lotte. Die aber sagte verlegen: „Wir doch schon zu Nacht gegessen.“

„Aber Sie haben es mir doch gesprochen“, bat er.

Da nahm die gute alte Frau den Stuhl, setzte sich an den Tisch und lächelnd: „Auch ich habe zwar gegessen, aber für solche Delikatessen die uns wirklich nicht jeden Tag boten werden, dürfte wohl schon Verwendung da sein!“

Alle drei ließen sie es sich nicht schmeiden, und bei heiteren Worten guter Laune wurden die Schüsseln und Teller schneller leer, als man geglaubt hätte.

Dann aber kam die Überraschung: Schmunzelnd ging das Mutterchen zum Schrank und brachte eine Flasche Rheinwein zutage.

„Dieser Rudesheimer liegt lange bei mir — er ist ein Geburtstagsgeschenk meines Bruders, — ich wollte warten, bis sich passende Gelegenheit zum Aufmachen fände, und mir ist diese Gelegenheit jetzt gekommen. Sie haben uns Herr Peterfen, jetzt lade ich Sie zu einem Glase Wein bei ein; es gilt ja Ihren letzten Abend!“



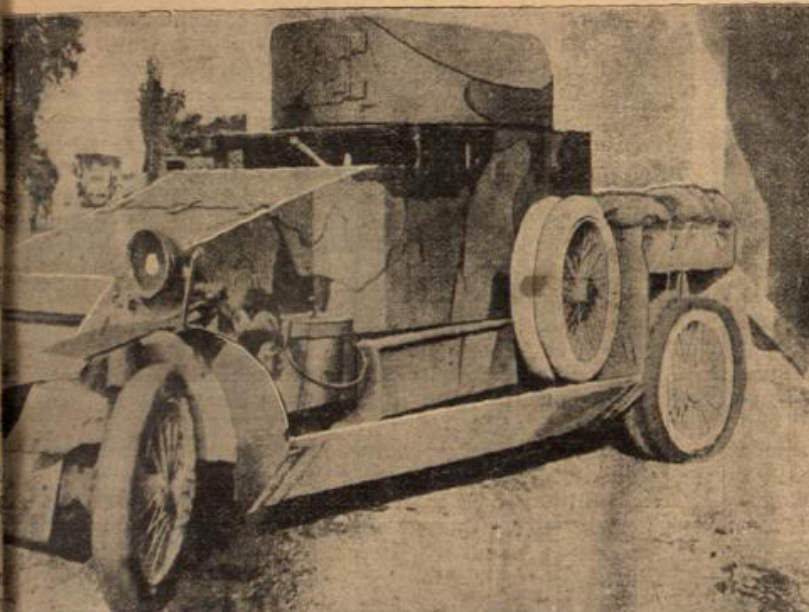
Der Zar segnet ausziehende Truppen mit einem heiligen Bild. (Nach einer englischen Zeitschrift.)



Hirschfütterung bei Würzsteg. Phot. Aufnahme von Paul Heidenhaus in Würzzuschlag.

Sie sahen sich an, lächelten sich an, und dann hielt er ihr die Hand hin, in die sie nach einigem Zögern die ihrige legte, die er zuerst fest und herzlich drückte und dann ganz schnell, bevor sie dieselbe zurückzog, einmal heiß und innig küßte.

O, wie da Peterfens Augen leuchteten! Was für eine Pette frau war dies Mutterchen! Goldig hell funkelte der Wein in den blühenden Gläsern, glodenrein erklangen, als man sich zutrunk. Was für ein



Die von den Engländern mit großen Ankündigungen auf den Kriegsschauplatz gebrachten Panzerautomobile (nach englischer Darstellung).

...dies noch geworden! Der junge Kriegermann saß da und überdachte alles noch einmal, und er mußte sich sagen, daß ihm ganz besonderer Glücksstern geleuchtet hatte. Da sagte das Mutterchen: „Nun aber verraten Sie uns doch auch, woher Sie eigentlich unsere Adresse erfahren haben.“



Neue Frauen-Uniformen bei der Eisenbahn: Die Schaffnerin in ihrer neuen vorchriftsmäßigen Berufstracht. Photos Berl. Illustr.-Ges.

...Lustig klangen die Gläser zusammen und glücklich waren die Blicke, die sich trafen. — Dann erzählte der beglückte junge Mann, wie so einsam sein Leben bisher gewesen, wie er bitterseelenallein dagestanden, immer nur seiner Arbeit lebte. Aber das sollte nun anders werden, ganz anders! Wenn der Himmel ihm Glück gäbe, so daß er bald und gesund wiederkäme, dann — ja, dann wußte er



Gesandter von Stumm, bisher Dirigent der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, wurde zum ersten Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt ernannt. Phot. Verzeich.

Da nickte die Mutter der Tochter zu und heiter: „Siehst du nun, mein Kind, das Böse hast du gewollt und das Gute erreicht.“

Lottchen nahm fröhlich ihr Glas und stieß mit Peterfen an: „So wollen wir uns also wieder vertragen: Ich trinke auf Ihr Wohl, auf Ihr Glück und auf ein gesundes Wiedersehen, Herr Peterfen!“

„Und ich danke Ihnen sehr, Fräulein Lottchen!“

Lustig klangen die Gläser zusammen und glücklich waren die Blicke, die sich trafen. — Dann erzählte der beglückte junge Mann, wie so einsam sein Leben bisher gewesen, wie er bitterseelenallein dagestanden, immer nur seiner Arbeit lebte. Aber das sollte nun anders werden, ganz anders! Wenn der Himmel ihm Glück gäbe, so daß er bald und gesund wiederkäme, dann — ja, dann wußte er

nun, wo er ein ruhiges und trauliches Plätzchen finden würde, vorausgesetzt, daß er eben wiederkommen dürfe. „Aber gewiß dürfen Sie das, Herr Peterfen,“ antwortete die alte Frau treuherzig, „auch wir leben ja so allein und zurückgezogen, auch wir können gern ein bißchen lustige Unterhaltung brauchen.“

Peterfen dankte ihr herzlich, dann sah er zu Lottchen hinüber, und als auch sie ihm schnell die Hand hinreichte, da ward der gute Junge so glücklich, daß er dies kleine Händchen ein paarmal herzlich küßte. — Natürlich mußte er versprechen, bald und regelmäßig zu schreiben, wofür er die Zusage bekam, daß man

ihn recht häufig durch Liebesgaben erfreuen würde. Als es dann zum Abschiednehmen kam, da hatte die alte, liebe Frau noch eine allerletzte Ueberraschung. Sie brachte eine kleine Schachtel, legte sie dem jungen Manne in die Hand, und mit leicht erzitternder Stimmesagte sie: „Dies ist eine Medaille, die noch von meinem Urgroßvater stammt. Sie hat uns in der Familie Glück gebracht. Wenn irgendeiner von uns etwas von Wichtigkeit unternahm, immer hat er diese Medaille bei sich gehabt. Zuletzt hat sie mein Mann im siebziger Feldzug getragen, und sie hat auch ihn beschützt. Gewiß, ich gebe zu, es ist ein Stück



Neue Frauen-Uniformen bei der Eisenbahn: Streckenbau-Arbeiterin in ihrer neuen vorchriftsmäßigen Berufstracht. Photos Berl. Illustr.-Ges.



Ein Haus aus dem Feuerbereich von Etain. Daß es trotz der zahlreichen und schweren Treffer nicht zusammengestürzt ist, mag als ein besonderer Glücksfall anzusehen sein.

Uberglaube dabei; aber wenn man so alt geworden ist wie ich, dann kann man schwer von seinen alten Gewohnheiten lassen. — Um Sie mit den Gefallen, tragen auch Sie die Medaille; hoffentlich wird sie auch Ihnen zum Talisman!"

Petersen war ernsthaft gerührt und ergriffen. Er küßte der guten Alten dankbar die Hand und versprach ihr, alles zu tun.

Dann drückte man sich noch einmal die Hand — ein letzter Gruß, ein letzter Blick, ein letztes „auf Wiedersehen“ — und schnell ging er in die Nacht hinaus.

Glücklich kam er nach Hause. Was war aus diesem letzten Abend geworden! An ein flüchtiges Erlebnis hatte er gedacht, und nun war es eine glückstrahlende Hoffnung für die Zukunft geworden, eine Hoffnung, die ihm Mut und Stärke gab, alles zu ertragen, was auch kommen möge! —

Die Sache kam aber doch wesentlich anders, als sich der gute Petersen gedacht hatte. Zwar war er ja auf schwere Arbeiten, Entbehrungen und Strapazen des „Schippers“ gefaßt gewesen; daß aber solche Niesenanforderungen an seine Leistungsfähigkeit gestellt werden würden, das hatte er denn doch nicht vorher geahnt.

So kam es denn, daß er abends, wenn sein schweres Tagewerk vollbracht war, oder wenn er irgendwo ein bißchen Ruhe fand, ganz schlaff und matt umjant und wie ein Toter schlief.

Aber wie ein gesunder junger Mensch sich an alles im Leben gewöhnen kann, so ging es schließlich auch ihm. Die fortwauernde Beschäftigung in freier Luft, das gesunde Ausarbeiten der Glieder bekam dem Stubenhocker besser als er es je gehofft hatte. Nach wenigen Wochen bereits hatte er das Schwerste überwunden. Und wenn es dann noch manchmal haperte, dann riß ihn der Gedanke an die große Sache des Vaterlandes empor, dann feuerte ihn das Vorbild, das er bei seinen lieben Kameraden fand, zu neuen Taten an, und nicht zuletzt gab ihm die Hoffnung auf sein stilles Liebesglück der Zukunft auch immer wieder Mut und Kraft, seinen schweren Beruf restlos zu erfüllen.

Lotte und ihre Mutter hatten Wort gehalten. Viele Liebesgaben und noch mehr Briefe und Kartengrüße hatten den jungen Krieger oft und innig gefreut, so daß er manche heimliche und trauliche Viertelstunde im Gedenken an die Heimat verbracht hatte. Natürlich trug er die Medaille, die das Mutterchen ihm gegeben, unter der Jacke auf der Brust, sie war auch ihm jetzt wie ein Talisman, schon weil sie ihn mit der lieben Heimat verband.

So ging er denn mit stiller Ausdauer seinem schweren Tagewerk nach. Er sagte sich zwar, daß kein Bericht des Generalstabs die Taten der „Schipper“ erwähnen würde; aber er wie seine Kameraden mußten nur zu genau, wie wichtig all ihre Taten waren, wie sie den angreifenden Soldaten oft erst die Wege bahnen mußten, und das hehre Bewußtsein, so im stillen dem Vaterlande zu dienen, das erhielt sie alle immer wieder aufrecht.

Oft, wenn sie vorn an der Front an neuen Verschanzungen und Hindernissen arbeiten mußten, war dann auch erste Gefahr mit seiner Tätigkeit verbunden. Ein paarmal hatte er schon die Kugeln um sich herum sausen gehört, aber bisher war es noch immer glücklich abgegangen. Dann aber kam der schlimme Tag vor Péronne! Wieder lagen sie ganz vorn. Granaten und Schrapnell plachten rechts und links, die Schipper jedoch taten unbeeirrt ihre schwere Arbeit weiter. — Plötzlich merkte Petersen, daß er getroffen war. Zuerst spürte er nur einen Ruck und einen ziemlich scharfen Schlag, dann fühlte er einen Stich an der Schulter, und dann rann ihm das Blut warm am Körper herunter. Seine Kräfte versagten — wie ein gefällter Baum sank er um.

Erst im Etappenlazarett kam ihm das volle Bewußtsein wieder. Lächelnd stand der Arzt an seinem Lager.

„Sie haben Glück gehabt,“ sagte er, „hier diese Medaille hat Sie gerettet. Die feindliche Kugel hatte sie zuerst durchschlagen, so daß nur eine nicht allzu schwere Schulterwunde entstand. Ohne die Münze wäre es sicher ein tödlicher Treffer geworden.“

Da nickte der gute Petersen dankerfüllt — sprechen durfte er noch nicht — dann schickte er ein Dantgebet zum Himmel empor, und sein zweiter Gedanke eilte zu der lieben Spenderin, die seine Lebensretterin geworden war. —

Später, als er transportfähig war, kam er in ein Reserve-lazarett. Von hier aus wollte er schreiben. Aber er unterließ es und dachte: Lieber persönlich, um so größer wird dann die Überraschung sein! Schon nach wenigen Wochen war er so weit, daß er zur Erholung in die Heimat reisen durfte. — Wie klopfte sein Herz vor Ungeduld, als er wieder die Treppen zu den Damen emporstieg. Zwar hatte er sie auf seine Ankunft langsam vorbereitet; genaueres aber hatte er noch nicht verraten — das eben sollte seine persönliche Überraschung werden.

So waren denn Mutter und Tochter über alle Maßen erstaunt und erfreut, als er bei ihnen ankam. Zwar trug er den linken Arm noch in der Binde, auch das Gesicht war etwas schmal und bleich, aber aus den Augen lachte ein frohes und gesundes Herz.

Nach den ersten Begrüßungen ging es dann ans Erzählen. Atemlos saßen Mutter und Tochter da und hörten zu, was er erzählen hatte; oft genug lief ihnen ein Grausen über den Rücken.

Als er dann wortlos, mit stillem Lächeln, die durchschlagenen Medaille auf den Tisch legte, da rannen den beiden doch die hellen Freudentränen aus den Augen.

Der glückliche Petersen aber trat zu der alten Frau, reichte ihr die gesunde Hand hin und dankte ihr für die Lebensrettung.

Mutterchen jedoch konnte sich nicht helfen, sie zog — im Schwange des Glückes — den jungen Krieger in ihren Arm und gab ihm einen Kuß auf die Stirn: „Denken Sie, ich wäre ja Ihre Mutter“, sagte sie.

Da lächelte er schelmisch und meinte: „Aber Mütter pfeifen lieber auf den Mund zu küssen.“

Und die Alte nickte, trat zu ihm und gab ihm einen hastigen Kuß auf den Mund: „So, mein Sohn, jetzt darf ich wohl so sagen, nicht wahr?“

Nun nickte Petersen glücklich, sah zu Lottchen hin und sagte: „Darf die Mutter mich ihren Sohn nennen?“

Da sah die Kleine verschämt nieder, doch ihr Blick sagte, daß sie sein sei für immer. Stumm legte er den gesunden Arm um seine Braut und zog sie in Liebe an sich. Mutterchen faltete still die Hände.

Die Vorläufer der Genfer Konvention.

Über die grausame Kriegsführung des Mittelalters empfindsame Gemüter längst den Stab gebrochen und völkerrechtlichen Abmachungen, vor allem aber die Genfer Konvention von 1864 und ihre in Petersburg, Brüssel und im vollzogenen Ergänzungen als Erziehungsschule einer verfeinerten Kultur hochgepriesen. Ganz abgesehen davon, daß der Krieg „roh gewaltig Handwerk“ und „schrecklich wie des Himmels Plagen“ ist und bleibt, tun wir dem Mittelalter unrecht, wenn wir ihm „unsere Genfer Konvention“ als einen der neuzeitlich humaner Kriegsführung entgegenstellen.

Die Genfer Konvention als das Lebenswerk des großen Menschenfreundes Henri Dunant, dem wir die segensreiche Richtung des „Roten Kreuzes“ verdanken, in Ehren. Aber sie im Mittelalter Vorläufer gehabt, ziemlich viele und berühmte. Denn es existierten von 1581—1800 nicht weniger zweihundertundneunzig, also beinahe dreihundert „Carrels, Capitulations- und sonstige Verträge“ zwischen den kriegsführenden Parteien, die alle denselben Zweck wie die Genfer Konvention verfolgten. Der einzige Unterschied besteht nur darin, daß die Verträge meist von Fall zu Fall geschlossen wurden, während dauernde internationale Charakter der Genfer Konvention vordem rechtlich bindend von und für alle Signatarmächte garantierte.

Der älteste dieser Verträge ist die am 30. November 1581 zwischen Alessandro Farnese, Fürsten von Parma, und der Tournaise geschlossene Kapitulation, nach der die Verwundeten und Kranken von der Ranzionierung befreit waren. Während dreißigjährigen Krieges, der alles verwilderte, fand natürlich dieser Hinsicht ein Stillstand statt. Trotzdem kamen 1642 in Brüssel zwischen dem Deutschen Reich und Schweden, sowie dem Reich und Frankreich und Kurhamburg und Schweden 1646 Verträge zustande, nach denen gefangene Feldgeistliche ohne Ranzion gegeben werden mußten. Der am 26. Mai 1673 zwischen den neutralen Staaten und Frankreich abgeschlossene Vertrag räumte Ärzten, Chirurgen, Feldscherern, Apothekern und ihren Gehilfen dieselbe Vergünstigung ein, was von 1675 allgemeine Kriegsrecht wurde, in die schon vorher auch die gefangenen Soldaten und Kinder unter zwölf Jahren eingeschlossen waren.

Die Verwundeten und Kranken wurden zuerst durch den am 26. Oktober 1689 zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen Vertrag geschützt, insofern, als beide Parteien sich verpflichteten, dafür zu sorgen, „daß ihnen auch von seiten des Feindes alle für ihren Zustand erforderliche Pflege zuteil werde, und daß der daraus erwachsenden Kosten entsprechend liquidiert und von der anderen Partei bezahlt würden“. Das wurde später allgemeiner Kriegsbrauch, und dabei den Offizieren gestattet, nach ihrem eigenen Ermessen in Hospitälern oder Privatwohnungen die Kranken und Verwundeten darin, sowie die mit denselben zurückgebliebenen Ärzte, Feldgeistlichen, Apotheker, Kriegskompagnien, Wärter und selbst die zum Schutz des Hospitals gebliebenen Wachtmannschaften galten für neutral. In der Kapitulation von Tournay, die am 29. Juli 1709 zwischen dem Prinzen von Savoyen und dem Herzog von Marlborough abgeschlossen worden ist, war sogar bestimmt, daß kein Offizier, falls er genesend „wegen Schulden oder unter einem anderen Vorwand zurückgehalten werden dürfe“. Verwundete oder Kranke durften kein

er heilung nicht als Kriegsgefangene behandelt werden, das bestimmte schon die „Kapitulation“ von Kaiserswerth 1702 und von Ulm 1704, sondern mußten in ihre Heimat entlassen und ihrer Beggehrung bedacht sein usw.

Als direkten Vorläufer der Genfer Konvention aber bezeichnen wir vor allen Dingen die am 7. September 1759 zwischen Friedrich dem Großen und Ludwig XV. abgeschlossene sog. „Brandenburger Konvention“. Folgende Bestimmungen beweisen das:

„Der General en chef — Prevôt général seine Lieutenants, und andere Offiziers und Gardes vom General-Stabe, der General-Auditeur, General-Auditeur-Lieutenant und andere, die Directores, Secretarien und Canzelisten von der Kriegscanzeley, die Secretarii derer Generals und Intendants, Zahlmeisters vom General-Kriegs-Commissariat und anderer Secretarien, die Feld-Prebiger, Feld-Postmeister und die übrigen zum Feld-Postwesen gehörigen Bediente, Couriers, Postillons, Medici, Chirurgi und Apothekers, die Directores und andere Bediente, so in den Hospitälern und Lazarethen der Armée die Ansehung haben, die Stallmeisters, Haus-Hofmeisters, Kammerdiener und alle übrige Bediente sollen nicht zu Kriegs-Gefangene gemacht, sondern, bald als nur möglich, zurückgesandt werden.

„Beiderseitige Blessirte, in feindliche Hände geraten, sollen nach ihrem Stande wohl gehalten, und die Arzney wohl als auch was ihnen zu ihrer Verpflegung gereicht werden, gehörig wieder beschicket werden. Auch soll es erlaubt sein, ihnen die benöthigte Chirurgos oder Domeiques, welche vorher mit Passports von denen commandierenden Generals versehen worden, nachschicken zu können. Aber das aber sollen wohl diejenige Blessirte gefangen, als auch die, so noch frey sind, unter dem Schutz und gegebener Salve

des commandierenden Generals zurückgesandt und ihnen die Freiheit accordiret werden, nach ihrer commodité, zu Wasser oder zu Lande, nachdem es die Zeit und Gelegenheit mit sich bringen wird, auf dem nächsten Weg weiter transportiret werden, mit der Bedingung, daß die Gefangenen nicht eher, als bis sie ausgewechselt oder ransoniret worden, dienen können.

Die Kranken von beyderseitigen Arméens sollen nicht als Kriegs-Gefangene angesehen werden, sondern vielmehr mit aller Sicherheit in denen Hospitälern oder Lazarethen liegen bleiben können; auch wird es denen beyden kriegführenden Arméens und Hülfstruppen erlaubt seyn, denselben eine Wache zu unterlassen, welche nachher sowohl als die Kranken selbst, mit den nöthigen Passports von der reisp. Generalité versehen, ohne alle Hindernisse, auf den nächsten Weg zurückgeschickt werden. Den dergleichen Bewandniß hat es mit denen Kriegs-Commissarien, Feld-Prebigers, Medici, Chirurgis, Apothekers und Geleuten, wie auch mit denen Krankenwärthern und die ihnen Handlung thun, desgleichen allen andern zur Verpflegung derer Kranken bestellten Personen, welche alle als frey angesehen und ungehindert zurückgeschickt werden müssen.“

Friedrich der Große hatte 1741 zu Grottau einen ähnlichen Vertrag mit den Osterreichern, Ludwig XV. am 27. Februar 1759 in Stuyß in Holland mit den Engländern geschlossen.

Wie Dr. Brière mittheilt, hat Moreau 1800 mit dem österreichischen General Kray einen Vertragsentwurf vereinbart, der sehr ähnliche Ähnlichkeit mit den der Genfer Konvention zugrunde liegenden Gedanken hat; sein Wortlaut ist in der französischen Handschrift Dr. Brières enthalten.

Urheber dieses interessanten Entwurfs war der berühmte französische Militärarzt Professor Percy. Zu übersehen ist dabei allerdings nicht, daß schon vor ihm der Sorbonneprofessor Peyrache in seinem 1780 in Paris erschienenen „Histoire de la Chirurgie“ eine „Convention der Souveräne“ verlangte, durch welche die Kriegshospitäler für unverletzliche Asyls den sich in ihnen befindenden Kranken und Verwundeten sowie deren Pfleger, Ärzte und Verwundete, Ärzte und Pfleger nicht zu Kriegsgefangenen gemacht werden dürfen.

Was nun die vielen im Mittelalter, im 17. und 18. Jahrhundert geschlossenen Einzelverträge betrifft, so bekunden alle diese — Brière, Gurlt, Köppler, Lueder u. a. — übereinstimmend, daß nicht nur diese Einzelverträge gewissenhaft gehalten

worden sind, sondern daß sie auch in vielen Beziehungen „uneingeschränkter und ausgedehnter und oft besser, richtiger und praktischer brauchbarer“ als die neueren Declarationen und Konventionen gefaßt waren. Wenn Gurlt z. B. dabei gelegentlich konstatiert: „Andererseits zeichnen sich einige Kriege der neuesten Zeit, wie der Arim-, Italienische und Nordamerikanische Krieg, sehr unvorteilhaft dadurch aus, daß in ihnen jene humanen Bestrebungen der früheren Periode nur in äußerst bescheidenem Maße zur Geltung gekommen sind“; so müssen wir auf Grund der Kampfesweise unserer Feinde hinzufügen, daß die einfachsten Bestimmungen der Genfer Konvention von ihnen in einer Weise übertreten werden, die selbst im Mittelalter als barbarisch an den Pranger der Öffentlichkeit gestellt worden wäre.

Jedenfalls aber haben Kulturenationen, die so wie Frankreich und England, von den Kosaken ganz abgesehen, das Völkerrecht und die Gesetze der Genfer Konvention mit Füßen treten, das Recht verwirrt, über die mittelalterliche Kriegsführung zu Gericht sitzen zu können. Die Wilden von damals waren doch bessere Menschen! Auf jeden Fall aber waren sie die klügeren Menschen, die sich mit Recht sagten, daß durch jede grausame Handlung gegen feindliche Verwundete auf der andern Seite noch schärfere Repressalien hervorgerufen und damit eine Kampfesweise hüben und drüben propoziert werden würde, die aber mit dem eigentlichen Zweck des Krieges nicht nur nichts gemein habe, sondern ihm auf die Dauer von großem Nachteil sein müsse.

Wilhelm Fischer.



Das Chamäleon (*Chamaeleon vulgaris*).

Von J. Bungart. (Mit Text).

Gastfreundschaft.

Der Orientreisende Wilhelm Schimper, welcher sich Anfangs der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in dem noch wenig bereisten Abessinien aufhielt, hat über die dortigen Sitten und Bräuche einen sehr interessanten Beitrag gegeben. Schimper wollte nämlich, als die Eingeborenen, welche er zu naturwissenschaftlichen Zwecken zur Begleitung zu nehmen pflegte, durch die zurückgelegte Tagereise ermüdet waren, in dem großen abessinischen Dorfe Schomaroa sein Nachtquartier nehmen. Er ließ hier durch den Soldaten, welchen ihm ein Fürst des Landes, namens Ubie, als Dolmetscher und Urfundsperson mitgegeben hatte, alles Nötige für sich und sein Gefolge requirieren. Die Ortsvorsteher bewilligten ohne Umstände das Verlangte und führten ihn in eigener Person zu einer Häusergruppe. Sobald die Bewohner derselben seine Absicht bemerkten, setzten sie sich gegen seine Begleiter zur Wehre. Da dieses in der Regel anfangs der Fall ist, achtete er nicht darauf, sondern trat unbefangen in den Hofraum ein, ließ sich von den Weibern des zankenden Hausherrn einen Stuhl bringen, setzte sich nieder und rauchte ruhig eine Pfeife abessinischen Tabaks. Diese Ruhe mochte seinem Wirt als ein Zeichen seiner Bedeutungslosigkeit oder seiner Furcht erscheinen; denn er näherte sich dem Reisenden und wollte dessen Mantelzipfel an sein Kleid knüpfen, ein Gebrauch, der nur unter Personen gleichen Standes geübt wird und durch den man andeutet, daß noch eine unentschiedene Streifache auszumachen sei. Sobald Schimper über das Vorhaben des Mannes im Klaren war, ergriff er ihn und schleuderte ihn weg. Diese wortlose Erklärung machte sofort allem Streit ein Ende. Sowie der Hausherr sich von seiner Überraschung ein wenig erholt hatte, wies er dem Gast mit vieler Bereitwilligkeit eines seiner Häuser an und traf in eigener Person alle Anstalten zu dessen Bewirtung, während die Ortsvorsteher das Nötige für die Leute desselben aus anderen Häusern beschafften. Schimper bat sich nun von seinem höflich gewordenen Hausherrn die Ehre aus, das Abendbrot mit ihm zu teilen, was er mit Bescheidenheit annahm. „Bei diesem Essen erwies er mir“, erzählte der Naturforscher, „die größte Ehre, welche der Abessinier einem Gaste erweisen kann. Er tauchte nämlich gutes weißes Brot in das Gemüse ein, rollte es zusammen und gab es mir mit einer gewissen Grazie in die Hand, oder steckte es mir selbst in den Mund. Dann brodte er Brot ins Gemüse, knetete die ganze Masse mit den Händen bei ausgepreizten Fingern durcheinander, rieb sie dann zwischen den Händen so länglichen Stücken, steckte sie mir in den Mund und stopfte mich damit, wie man in Deutschland die Gänse stopft. Man nennt die so bereitete und dargebotene

Speise in Abyssinien Fit-Fit. Man muß schon einige Zeit in dem Lande gelebt haben, um dieses Fit-Fit erträglich zu finden. Aber Gewohnheit und Hunger erleichtern die Sache."

Unsere Bilder

Das Chamäleon. (Chamaeleon vulgaris.) Stupide sitzt das Chamäleon auf der eingenommenen Stelle, nur die großen vorstehenden Augen rollen fortwährend und drehend nach Beute ausschauend; sobald diese in greifbare Nähe gerät, öffnen sich die Kiefer und blitschnell schießt die lange Zunge hervor, an dessen kolbenähnlicher flebriger Spitze das Insekt unschlagbar haften bleibt. Anders es seinen Standort freiwillig oder gezwungen, so hebt sich langsam ein Bein nach dem anderen, gravitatisch und mit Unterstützung des langen Greifschwanzes schiebt es sich ohne sichtliche Forderung weiter, ein faulter im wahren Sinne des Wortes. Das Verbreitungsgebiet erstreckt sich auf einen großen Teil der Mittelmeerküste, Südsiponien, Nordafrika usw., sowie Kleinasien. Es ist ein ausgeprägtes Baumtier und steigt nur dann zur Erde nieder, wenn von Durst geplagt, oder wenn es Eier ablegen will. Stundenlang vermag es in einer einmal eingenommenen Stellung zu verharrern und ebenso ausdauernd auf Raub zu lauern. In der Gefangenschaft kann man sie leicht mit Kehlwürmer erhalten und auch an das Zimmer gewöhnen, wo sie mit Erfolg die Fliegenplage bekämpfen. Die Annahme, daß das Chamäleon willkürlich seine Farbe verändern kann oder Gegenständen anpassen, ist nicht ganz richtig, vielmehr hängt der oft plötzliche Farbenwechsel mit äußeren Einflüssen und Gemütsbewegungen, Hunger, Durst usw. zusammen; in diesen Fällen variieren die Farben von Dunkelgrün bis Gelbgrün, Orange, Grau, Schwarz, Braun, hell- leuchtend, bläulich usw., nur ein vom Kinn bis zum After verlaufender schmaler gelber Streifen und die Innenseite der Kräfte bleiben neutral. Chamäleons sind im Sommer zu ganz mäßigen Preisen leicht erhältlich.



Die Raibe.

Eine Schauspielerin will bei einem Direktor Anstellung suchen. Auf die Frage, für welche Rollen, entgegnet sie: "Für jugendliche Raibe!" Der Direktor springt vor Entsetzen in die Höhe. "Jugendliche Raibe?" fragt er, "wie wollen Sie die denn spielen?" "No," entgegnet ziemlich spitz die Angeredete, "nachdem ich sie nun fünf- undzwanzig Jahre lang gespielt habe, werde ich doch wohl wissen, wie!"

Geist und Körper! Im Frühling, Sommer und Herbst, da geht es hina in Gottes herrliche Natur, aber wenn Winter im Lande herrscht, da wollen die wenigsten von einem Wandern im Freien etwas wissen. Auch zur Winterszeit und zur Vorfrühlingszeit soll unsere Jugend hinter dem Ofen hocken. Hinaus ins Freie! Auf den Eisplatz und schönen, klaren Wintertagen hinaus in den Wald oder bis in die nächsten Dörfer. Beim tüchtigen Wandern wird's einem warm. Es wird das die Backen rot machen, und was für gesunde Appetit bringt man von einem solchen Spaziergang mit nach Haus! An ein Erkalten bei einer Winterwanderung nicht zu denken, wenn man warm angezogen ist (nicht übermäßig verpackt) und fleißig marschiert. Stets hierbei die Nase atmen, nicht durch den offenen Mund. Allen Kindern, die in der Schule beschäftigt sind, sind solche Winter Spaziergänge nicht zu empfehlen. Die Lungen atmen gierig die reine frische Luft ein, wie frisch und neugefärbt wird sich ein jedes Kind nach einer Wanderung zur Winterszeit fühlen. — Was hat hierbei die Natur nicht alles Schöne erzählt! Dort der stille Weiher, dunklen Tannen umrahmt, da die beieinanderstehenden Häuschen des Dörfchens, aus deren Schornsteinen der Rauch in vielfachen Bindungen zum Himmel emporsteigt, und vor uns die Sonnenscheine wie mit Tausenden Diamanten überfät erscheinende, in leuchtendes Weiß getauchte Landstraße. Schön ist es doch auch im Winter im Fre. Die im Frost erstarrten Bäume des Waldes erschließen uns eine förmliche Wälderwelt. Man muß nur Augen haben um all die Schönheiten zu sehen. Ihn tern, nehmt eure Kinder bei der Hand und wandert mit ihnen auch im Winter durch Gottes herrliche Natur. Das so le empfangliche Kinderherz wird jubeln in des Winters Pracht. Aber noch eine besondere Belohnung bringt euch die Winterwandern. Es schafft euch kräftige gesunde Kinder. Ein Lohn, der gar hoch genug zu schätzen ist.

Zeitmachen von Truthühnern. ist zu vermeiden, ihn n Dlkuchen zu gel Das Fleisch nimmt den Eigeruch an.

Ein Alter von zwei bis drei Jahren ist für Gänse das geeignete für die Nachzucht. Wenn man dagegen für Gänse keine Altersgrenz festsetzt und von älteren Tieren recht gute Nachkommen erhält, so ist zehnte Lebensjahr doch die äußerste Grenze.

Gegen Federmilben, fälschlich auch Hühnerläuse genannt, sind warme Wasserbäder mit 1-2 Prozent Jodol von bestem Erfolg. Nach dem bleiben die Hühner bis zum vollkommenen Abtrocknen im warmen Nassadfruchtweien verlangen bei wechselvoller Witterung die unausgesetzte Aufmerksamkeit des Landwirts. Sie sind bei mildem Wetter sorgfältig zu lüften, damit die eingewinterten Früchte nicht faulen.

Nur einen Schleifstein nutzenfrei zu halten, empfiehlt es sich, vor und nach dem jedesmaligen Schleifen eines alte Raspel wenige Minuten hindurch quer auf den laufenden Stein zu halten. Auf diese Weise werden dann die eingeschlossenen Rutenfänge am einfachsten beseitigt.

Allerlei

Schnuppisch. "Weshalb rücken Sie trotz der Kälte so weit fort?" — fragte ein in einen großen Pelz eingehüllter Einbahnkier er seine schöne Nachbarin in im Walden. "Halten Sie mich für einen Wolf im Schafspelze?" — "Nein, ganz für das Ge entei." entgegnete die Dame.

Luxus der Holländer zu Anfang des 14. Jahrhunderts. Die Zusammenkünfte der Holländer aus verschiedenen Städten, des Bogen- schießens wegen, zeichneten sich durch den größten Aufwand in Kleidung usw. aus. Die Schützen gingen in Seide, Damast und der feinsten Leinwand und trugen schwere goldene Ketten von großem Werte. Unter dem weiblichen Geschlechte hatte der Luxus die höchste Stufe erstiegen. Die Gemahlin des Königs Philipp des Schönen von Frankreich rief bei ihrem Besuche in Brügge mit Entsetzen und nicht ohne Reid aus: "Ich dachte, ich sei die einzige Königin hier, ich sehe aber sechshundert, und jede sieht reicher und vornehmer aus als ich!"

Marschall Blücher und der Herzog von Wellington. Wie allgemein bekannt sein dürfte, sind die Engländer stets darauf bedacht, den Anteil Blüchers an der Schlacht bei Waterloo zu verkleinern oder ganz zu verschweigen, und ihren Feldherrn Wellington zum "Sieger von Waterloo" zu stem- peln. Daß der Herzog selber seinem treuen Mitkämpfer mehr Gerechtigkeit widerfahren ließ, beweist folgende "geschichtliche Anekdoten", die sich in ihren Geschichtsbüchern findet. Nach der Schlacht von Waterloo wünschte Ludwig der Achtzehnte, Frankreichs Kaiser König, dem greisen Blücher den Orden des heiligen Geistes zu verleihen. Er aber war durchaus nicht willens, ihn anzunehmen. Er konnte nicht vergessen, wie lange Jahre Napoleon Preußen in den Staub getreten hatte: ihm war Frankreich und alles, was von Frankreich kam, verhaßt. Der Herzog von Wellington aber bemühte sich, ihn zur Annahme dieser königlichen Achtungsbezeugung zu überreden. Voll grimmen Humors antwortete ihm Blücher: "Wenn ich es tue, so würde ich ihn nicht anders tragen als auf dem Rücken." — "Das tun Sie nur, Marschall Vorwärts," erklärte ihm der Herzog, denn Marschall Vorwärts hatten die Russen den Alten genannt, weil er in den Schlachten immer vorausstürmte. "Wenn Sie den Orden auf diese Weise tragen, werden Sie damit ausbrüden, wie hoch Sie ihn bewerten, indem Sie ihn an eine Stelle hängen, wo die Feinde ihn niemals bekommen können."

Gemeinnütziges

Winterwanderungen. "Dem Gott will rechte Günst erweisen, den schickt er in die weite Welt; dem will er seine Wunder weisen in Berg und Wald, in Strom und Feld." So singt unser Dichter Eichendorff über das Wandern. Wandern, welch köstliches Vergnügen! Welche Labung für

Zogograph.

Wenn mit dem F kommen, Entsteht ein glänzend Meib. Wird a dafür genommen, Dert man sie weit und breit. Julius Gold.

- Schiebe-Rästel. NAGEL RODUNG HOCHZEIT RATSCHERR REHGEHOERN WAGENRAD

Vorstehende Wörter sind festlich so zu ver- schieben, daß drei be- nachbarte senkrechte Buchstabenreihen, von oben nach unten gelesen, drei berühmte Männer nennen. D. Degler.

Bilderrästel.



Auslösung folgt in nächster Nummer.

Auslösung des Homonymie in voriger Nummer: Granaten.